



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

⊙: Jud Süß.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Neben Gellert spielten Weiße, Hiller, Defser und verschiedene Jüngere eine ansehnliche Rolle, aber die Leipziger Literatur stand nicht mehr im Vordertreffen, sie kultivirte mit besonderer Vorliebe Kindergeschichten und Operetten. Man zuckte über die „Provinzen“ die Achsel, die sich gegen die reine Bildung aufgelehnt; aber diese Provinzen, Preußen voran, führten einmal das große Wort.

## Lud Süß.

Mit dem folgenden Geschichtsbilde befinden wir uns in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit, wo der Absolutismus nach der Auffassung Ludwig's XIV. mit Ausnahme England's allenthalben in Europa seine höchste Ausbildung erreicht und mit Ausnahme Preußen's seine nachtheiligsten Folgen entwickelt hatte, der Zeit ferner, wo die Jesuiten vom langen und kurzen Rock auf dem Gipfel ihrer Macht standen und auch an einer Anzahl von protestantischen Höfen in einer für die betreffenden Länder verhängnißvollen Weise am Regimente theilnahmen, der Zeit der Abenteurer und Glücksritter endlich, die bald in der Eigenschaft von Goldköchern, bald als Finanzkünstler, bald in anderer Gestalt bei ehrgeizigen oder verschwenderischen und deshalb geldbedürftigen Fürsten gern gesehene Gäste waren, rasch emporstiegen und zuletzt meistens ebenso rasch gestürzt wurden.

Beinahe allenthalben, namentlich aber in den kleineren deutschen Ländern, lastete der Druck der Fürstengewalt schwer auf dem Volke. Die alten ständischen Verfassungen wurden kaum noch geachtet und hie und da geradezu gebrochen. Mit immer neuen Finanzmanövern, mit Erhöhung der hergebrachten und Einführung von anderen Steuern, mit bisher unbekanntem Stempelabgaben, Ausprägen geringwerthigen Geldes, Aemterverkauf, Monopolen füllten gewissenlose Minister die öffentlichen Kassen, die dennoch immer bald wieder leer waren und so ihren Verpflichtungen gegen die Beamten und die Staatsgläubiger nur sehr ungenügend nachkommen konnten. Die meisten Stellen wurden durch Geldzahlungen erworben. Die Minister und deren Günstlinge bereicherten sich in unanständigster Weise, die Fürsten verschwendeten die Landeseinkünfte mit einem unerhörten Luxus, mit Soldatenspielererei oder durch Kriege, die lediglich aus Ehrgeiz unternommen wurden. Wir erinnern an August den Starken, an den Grafen Brühl und an das Auftreten des Herzogs Ernst August von

Weimar\*) gegenüber seinen Landständen. An den verschiedensten Stellen, im Norden wie im Süden, sann die Herrschenden auf Erweiterung der Grenzen ihres Gebietes. Ludwig XIV. und Karl XII. waren ihr Leben lang mit Eroberungsplänen beschäftigt, Oesterreich gewann Serbien, Venedig Landstriche in Griechenland, am Potsdamer Hofe bereitete man die Kriege vor, die den Hohenzollern Schlesien verschafften.

Daneben hatte der Jesuitismus mit seinem Bestreben, das dem Papstthum durch die Reformation entrissene Terrain wieder zu erobern, an verschiedenen Orten Erfolge erzielt, und an anderen war er mit Eifer und Geschick bemüht, solche vorzubereiten. Eine Menge freiwilliger Rücktritte zum römisch-katholischen Glauben war auf die vom Orden geleitete gewaltsame und zum Theil sogar blutige Reaktion gegen die böhmischen, österreichischen und polnischen Keger im siebzehnten Jahrhundert gefolgt. In der Pfalz war die herrschende Linie wieder der alten Kirche beigetreten, in Kursachsen hatte August der Starke um die polnische Krone zu erlangen, das Gleiche gethan, in Hessen-Kassel war den Jesuiten die Konvertirung des Erbprinzen Friedrich gelungen. Was man davon erwartete, zeigten die Maßregeln, die der Vater dieses Prinzen in Gemeinschaft mit den Ständen des Landes ergriff. Er verbot ihm, als Landgraf die öffentliche Uebung der katholischen Religion zu gestatten und Katholiken als Beamte anzustellen, er entzog ihm die Erziehung seiner Söhne, und er nöthigte ihn, durch eine Urkunde den Ständen alles, was ihm vorgeschrieben worden, feierlich zuzusichern. Andernfalls würde ohne Zweifel auch hier nicht ausgeblieben sein, was in dieser Zeit unter ähnlichen Verhältnissen anderwärts geschah. Zwei Fürsten von Hohenlohe z. B. tyrannisirten ihre protestantischen Unterthanen so lange, bis Drohungen Preußen's und Hannover's mit der Absendung von Exekutionstruppen sie davon abzulassen zwangen. In Salzburg vertrieb der fanatische Erzbischof dreißigtausend fleißige und ruhige Unterthanen, weil sie Protestanten waren und bleiben wollten. In der Pfalz beförderte die von Jesuiten beeinflusste Regierung den Verfall der Universität Heidelberg, suchte durch schlechte Besetzung der Pfarrstellen das evangelische Volk allmählich zu verderben und wurde nur durch den König von Preußen abgehalten, ihm die Kirche zu nehmen und sie den Katholiken zu überweisen. Der Nachfolger des Kurfürsten, unter dem dies geschah, Karl Theodor, ließ sich von seinem Erzieher und späterem Minister eine Instruktion geben, wie man behutsam und in aller Stille die Zahl und den Einfluß der vielen Protestanten im Lande vermindern könne, „bis die Umstände es möglich machten, weiter zu gehen“. Unter anderm wurde darin gerathen, so viel als thunlich katholische

\*) Grenzboten, Jahrgang 1877, Nr. 16.

Beamte bis zum Dorfschulzen herab anzustellen, eine Konvertitenkasse zu errichten und sorgfältig die Zwietracht zwischen den Lutheranern und Reformirten zu schüren. Eine gewaltsame Zurückführung des Volkes zum katholischen Glauben endlich wurde in dieser Zeit von dem Herzog von Württemberg und seinen jesuitischen Rathgebern in Verbindung mit einer Abschaffung der Verfassung geplant, und hiervon sowie von dem jüdischen Abenteurer, der zu diesem Staatsstreiche das Geld zu beschaffen hatte, wollen wir nun erzählen.

Württemberg besaß seit zwei Jahrhunderten eine Verfassung, welche die Gewalt seiner Fürsten außerordentlich beschränkte. Nach dem Testamente Eberhard's im Barte und dem Tübinger Vertrage von 1514 mußte der Herzog, bevor man ihm die Erbhuldigung leistete, die Landesverfassung beschwören, und seine Unterthanen waren ihm nur verfassungsmäßigen Gehorsam schuldig. Der Württemberger konnte nur durch seinen natürlichen Richter verhaftet und gestraft werden. Jeder hatte das Recht, Waffen zu tragen, zum Kriegsdienste aber konnte nur mit Bewilligung der Stände ausgehoben werden. Alles Eigenthum war unverleßlich. Man zahlte nur solche Abgaben, welche die Volksvertretung gutgeheißen hatte. Die Gemeindeordnung war nach dem Grundsätze vollkommener Selbstverwaltung eingerichtet. Monopole waren ungesetzlich.

Hüter dieser Landesfreiheiten waren die Stände, deren Versammlung sich aus 14 Prälaten und 70 Abgeordneten von Städten und Ämtern zusammensetzte. Ritter saßen damals nicht darin. Die Stände hatten sehr wichtige Rechte. Sie konnten jede Vorlage des Herzogs berathen, annehmen oder ablehnen, gegen einzelne Personen und Maßregeln der Regierung, sowie gegen deren ganzes System Vorstellungen machen und den Fürsten auf die Bedingungen hinweisen, unter welchen allein ihm Gehorsam gelobt worden. Sie hatten das Recht des verfassungsmäßigen Widerstandes und der Steuerverweigerung. Sie konnten die Gesetzvorschläge der herzoglichen Regierung umwandeln oder ganz neue Vorlagen nach ihrem Sinne verlangen. Ohne sie zu befragen durfte der Herzog nichts vom Kammergut oder Staatsgebiet veräußern oder vertauschen. Einen Angriffskrieg durfte er nur dann ohne ihre Zustimmung führen, wenn er ihn mit geworbenen Freiwilligen und mit eigenen Mitteln unternehmen wollte.

Die Landesversammlung trat selten zusammen. Da sie aber die Aufgabe hatte, über die Regierung eine beständige Aufsicht zu führen, so waren zwei Ausschüsse, ein engerer und ein weiterer, bestellt, von denen jener, aus zwei Mitgliedern der Prälatenbank und sechs Abgeordneten der Städte und Ämter bestehend, immer beisammen blieb und sich beim Abgange eines seiner Mitglieder selbst ergänzte. Der weitere Ausschuß wurde nur dann einberufen, wenn es über besonders wichtige Fragen Beschluß zu fassen galt.

Kein deutsches Land hatte eine so freie Verfassung. Dennoch bewahrte sie Württemberg nicht vor arger Mißregierung. Die Vortheile, die sie gewährte, kamen zum großen Theil einer kleinen Minderheit zu gute, indem alle einflußreichen und einträglichen Beamtenstellen herkömmlich als erblicher Besitz einer Anzahl „guter Familien“ angesehen und behandelt wurden, die auch im engeren Ausschusse die Hauptrolle spielten. Sodann aber thaten die Fürsten der Zeit, von der wir reden, trotz der Verfassung in vielen Dingen, was ihnen beliebte, da sie unter jenen Beamten bereitwillige Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne fanden. Das schändliche Regiment der Grävenitz, welches volle zwanzig Jahre währte und das Land mit Schulden überhäufte, ist zu bekannt, um hier mehr als der Erwähnung zu bedürfen.

Am 31. Oktober 1733 war der Herzog Eberhard Ludwig, unter dem die Grävenitz geherrscht hatte, gestorben, und mit dem Einzuge des neuen Herzogs, der am 16. Dezember erfolgte, schienen bessere Zeiten zu kommen. Karl Alexander, bisher kaiserlicher Feldmarschall und Statthalter in Serbien, war nicht bloß ein berühmter Kriegsheld, der u. a. beim Sturme auf Belgrad durch persönliche Tapferkeit den Sieg über die Türken entschieden hatte, sondern stand auch in dem Rufe eines überaus leutfeligen Herrn.\*) Er äußerte im Hinblick auf die Thatfache, daß sein Vorgänger die Regierung seiner Favoritin und deren Kreaturen überlassen hatte, bei seinem Empfange durch die Stuttgarter Bürgerschaft: „Ich will selbst regieren, ich will alle Unordnungen bessern und mein Volk hören und ihm helfen.“ Er verkündete in einer Ansprache, die drei Sonntage hintereinander von den Kanzeln verlesen und gedruckt an das Rathhaus jeder Gemeinde angeschlagen wurde, vielverheißende Grundsätze und Absichten. Liebe und Gerechtigkeit, so hieß es da, seien die Grundsäulen des Staates. In allen Stücken solle ferner nach alter Treue und Redlichkeit gehandelt werden. Nach eines Jeden persönlichem Verdienste werde er seine Gnade abmessen, das Böse bestrafen und das Gute belohnen. Wer in einer fürstlichen Kanzlei einer Untreue sich schuldig mache, Geschenke gebe oder nehme, die Gerechtigkeit aus Geiz oder anderen Leidenschaften beeinträchtige und unschuldige Leute durch Verfolgung oder Verleumdung kränke, wer in Verwaltungs-, Finanz-, Justiz- oder Gnadensachen eines vorsätzlichen Unrechts überführt werde, der werde ohne Ansehen der Person an Ehre und Gut, nach Umständen an Leib und Leben gestraft werden. Seit zwanzig Jahren seien „entsetzlich große Schindereien und Abpressungen“ bei Besetzung geist-

\*) Wir folgen von hier an mit einigen Abweichungen im Urtheil über den Hauptgegenstand der Darstellung M. Zimmermann's attennmäßig bearbeiteter Schrift: „Josef Süß Oppenheimer“. Stuttgart, Neiger.

licher, bürgerlicher und Kriegsdienste durch Minister, Rätthe, Amtleute, Bürgermeister und Schultheißen, ja sogar durch Sekretäre, Garderobebediente und Lakaien ausgeübt worden. Er fordere alle, welche in geistlichen, bürgerlichen und militärischen Diensten ständen, ernstlich auf, wenn Einer in den letzten zwanzig Jahren, um zu seinem Dienste zu kommen, Geld, Gold oder Silber, Gemälde, Naturalien oder andere Geschenke habe geben müssen, umständlich zu Papiere zu bringen, was und wem er es gegeben habe, und dieses Papier binnen acht Tagen verschlossen ihm, dem Herzog, zu eigenen Händen kommen zu lassen und bei schwerer Ahndung nichts zu verschweigen, aber auch keinen unschuldig anzugeben.

Danach verfuhr der Herzog, und er kam hinter viele „Geheimnisse der Bosheit, viel Heillosigkeit und auch nicht wenige silberne Esel“, wie die untüchtigen Beamten genannt wurden, die ihre Stellen gekauft hatten. Den Beschwerten wurde abgeholfen, so weit es möglich war. Die Leute, welche der Gräveniß bei Ausfaugung des Landes geholfen, wurden zur Untersuchung gezogen und, falls sie sich nicht selbst aus dem Staube machten, aus den Grenzen verwiesen oder auf die Festung geschickt. Die bösen Gewissen in Uniform zitterten, das Volk blickte zu seinem Fürsten mit Ehrfurcht und Liebe auf, unter den Bauern hieß es: „Der treibt's unsern Treibern wieder ein.“

Diese glückliche Verhältniß währte geraume Zeit fort, und wer nicht hinter den Vorhang sehen konnte, war zufrieden. Da rief den Herzog als Reichsfeldmarschall der wieder ausgebrochene Krieg mit den Franzosen von dieser ersprißlichen Thätigkeit hinweg, und er hatte wenig Zeit mehr, den Dingen und Menschen im Lande auf den Grund zu sehen. Unglücklicherweise traute er selbst denjenigen von den alten Rätthen nicht, die es wohlmeinten, und grollte dem landschaftlichen Ausschusse, der ihm vor seinem Regierungsantritte verschiedene Kränkungen zugefügt hatte und jetzt seinen Lieblingsplänen entgegentrat.

Als der Herzog noch als kaiserlicher General in Ungarn weilte, war er, der nicht hauszuhalten verstand, in Geldverlegenheit gerathen. Er hatte sich an den Ausschuß um Vorausbezahlung seiner Apanage gewendet und war, obwohl dieser die reichsten Mittel in der Hand und das verfassungsmäßige Recht hatte, die Bitte zu gewähren, in unhöflicher Form abschläglich beschieden worden. Zornig hatte er diese Antwort mit dem Ausrufe: „Gemeines Volk!“ auf den Tisch geworfen. Um diese Zeit hatten sich die Jesuiten an ihn gemacht, und es war ihnen allmählich gelungen, ihn zum Uebertritte zum katholischen Glauben geneigt zu machen. Er folgte indeß dabei nicht seiner Ueberzeugung, sondern wurde katholisch, um die reiche Prinzessin von Thurn und Taxis heirathen zu können und sich am Wiener Hofe mehr Gönner zu erwerben, als

er besaß. Nachdem der Erbprinz Eberhard Ludwig's unheilbar zu siechen begonnen, setzte sich der Prinz Karl Alexander wieder mit Württemberg in Verbindung und bildete sich mit Hilfe des Regierungs- und Hofrathes Neuffer, der großen Einfluß auf die Ausschüsse der Landschaft hatte, dort eine Partei, um nach dem Tode des Erbprinzen als Thronfolger auftreten zu können, zu welchem Zwecke er brieflich für den Fall, daß er zur Regierung käme, Achtung der Religion und der Freiheiten des Landes gelobte. Nun war aber Württemberg damals stockprotestantisch, ein katholischer Fürst und ein Despot galten in der Vorstellung des Volkes als ein und dasselbe, und die Gebildeteren wußten, daß die damaligen politischen Grundsätze Oesterreich's und aller katholischen Mächte zu den ständischen Vertretungen nicht stimmten, vielmehr zur Lähmung und Beseitigung derselben führen mußten. Die „guten Familien“ in Württemberg endlich, deren Mitglieder die besten Stellen im Lande innehatten oder nach ihnen strebten, fürchteten von Karl Alexander, der in Serbien gezeigt hatte, daß er Beschränkung seines Willens nicht litt, Verlust ihres Einflusses und Schädigung ihrer Interessen. So setzten sie sich mit dem jüngeren Bruder Karl Alexander's, dem willensschwachen und den Staatsgeschäften fremden Prinzen Heinrich Friedrich, in's Einvernehmen, um diesem den Thron zuzuwenden. Karl Alexander erfuhr davon — vermuthlich durch Neuffer —, schrieb an ihn und bewog ihn, die Unterhandlungen mit den Herren von der Landschaft und den Rätthen, die den Plan erdacht, abzubringen, und so war letzterer gescheitert. Der Herzog aber trug den Urhebern dieser Kabale ihr damaliges Verfahren allezeit nach, und wenn er Neuffer und den Präsidenten des Geheimraths v. Forstner, welche die Säulen seiner Partei gewesen, eine Zeit lang werthhielt und bevorzugte, so war er doch auch gegen sie nicht ohne Groll und Mißtrauen, indem er glaubte, dieselben hätten ihm bei Unterschrift der Huldigungsreversalien, die nichts besagten, als daß der Herzog die Freiheiten und die Religion des Landes aufrechterhalten wolle, einen Bogen untergeschoben und ihn also mehr unterschreiben lassen, als er nöthig gehabt. Dieser Argwohn war unbegründet, aber erklärlich. Der Herzog hatte seit seinem elften Jahre lediglich das Kriegshandwerk betrieben, und zwar außer Landes. Er kannte die Verfassung nicht, er kam mit Plänen, die in dieser auf Hindernisse stoßen mußten, und die Berührung, in die er mit den Wächtern der Landesfreiheiten bald nach seinem Regierungsantritt gerieth, enttäuschte ihn bezüglich der Vorstellungen, die er sich von der herzoglichen Gewalt gebildet hatte. Karl Alexander war in erster Linie eben Kriegsmann und als solcher an unbedingten Gehorsam gewöhnt und auf Eroberungen bedacht. Als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrechen wollte, hoffte er die Grafschaft Wimpelgard, die seinem Hause einst gehört, wieder zu gewinnen und Anderes jen-

seits des Rheines dazu, und wahrscheinlich waren ihm vom Wiener Hofe statt der Gelder für die Hilfstruppen, die er dem Kaiser zuführte, die Unwartshaft auf solche Eroberungen und zugleich die Einverleibung der in Württemberg liegenden oder daran grenzenden Reichsstädte Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmünd und Weil zugesagt.

Anfangs stieß der Herzog mit den Maßregeln, die er zur Vorbereitung dieser geheimgehaltenen Pläne vorschlug, bei den Ständen auf keinen Widerstand; denn es handelte sich ja um einen Vertheidigungskrieg. Aber das Volk jammerte und fluchte, als man eine große Anzahl von jungen Leuten aufgriff und in die Montur steckte, und als man den Bauern die besten Pferde ohne Bezahlung wegnahm, um sie zum Kriegsdienste zu verwenden. Die Steuerrückstände wurden streng eingefordert, und ein Erlaß verkündete die Todesstrafe für jeden Widerstand, ja für jede „Unmuthsäufferung“. Die Liebe zum Herzoge erstarb in weiten Kreisen, und es belebte sie nicht wieder, daß er sich in diesem Kriege Verdienste um Land und Volk erwarb.

Karl Alexander wollte aber nicht bloß erobern, er wollte die Verfassung auch umstürzen, um den Jesuiten sein Wort halten zu können, das Versprechen nämlich, zunächst den katholischen Glauben zu gleicher Berechtigung im Lande mit dem evangelischen zu erheben und dann das Volk, wie es einige Jahrzehnte vorher im Neuburgischen geschehen, katholisch zu machen; ein Vorhaben, wozu er eines starken stehenden Heeres bedurfte. Zur Vorbereitung dieses Staatsstreichs dienten ihm der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg Friedrich Karl v. Schönborn, ein hervorragendes Mitglied des Jesuitenordens, der ihm mit seinen Soldaten an die Hand zu gehen versprach, ferner Franz Josef v. Remchingen, ein kaiserlicher General, der, nachdem er in die Dienste des Herzogs getreten, Präsident des Kriegsraths und Höchstkommandirender in Württemberg wurde und in dieser Eigenschaft alle Offiziers- und Unteroffiziersstellen mit Katholiken besetzte, endlich Josef Süß Oppenheimer, der die Herbeischaffung der zur Ausführung des Planes erforderlichen Geldmittel übernahm.

Süß gehörte dem Volke an, das sich von Josef's ägyptischen Getreidewucher-Operationen bis auf unsere Gründerzeit immer vortrefflich auf die finanzielle Ausbeutung derer, unter denen es lebte, verstanden hat. Er war 1692 zu Heidelberg geboren und der Sohn des Rabbi Isachar Süßkind Oppenheimer und der schönen, aber leichtfertigen Michaele Selmele, deren Vater ebenfalls Rabbi und als Vorbeter unter seinen Leuten berühmt war. Frühzeitig trennte sich Süß von seinen Eltern und ging in die weite Welt, um mit seinen Gaben ein vornehmer Mann zu werden. Er war ein schmucker und geschickter junger Mensch, der in seinem Aeußern und in seiner Haltung

wenig vom Juden verrieth und nur durch die Dreistigkeit, mit der er sich an hochgestellte Leute machte, an seine Herkunft erinnerte. Gewandt, mehrerer Sprachen kundig, in der Mathematik wohl zu Hause, aufgeweckt, verstand er es bald, sich beliebt zu machen. Im Besitz einiger Mittel besah er sich nach dem Tode seines Vaters zunächst Frankfurt, dann war er längere Zeit in Amsterdam und hierauf in Wien, wo er in den Bankiersfamilien der Oppenheimer weitläufige Verwandte hatte, und wo er mit den ihm angeborenen Talenten vermuthlich bald zu Reichthum und Ansehen gelangt sein würde, wenn ihn sein Hang zu Lüderlichkeiten und losen Streichen nicht von da weggetrieben hätte. Als es mit seinen Geldmitteln zu Ende ging, ernährte er sich eine Zeit lang in Bayern als Barbiergefell. Dann soll er Student in Tübingen gewesen sein. Daß er bei diesen Fahrten nicht bloß Abenteuer und Vergnügungen gesucht, sondern sich auch allerlei Kenntnisse verschafft, erwies sich später. Münzwesen, Pachtungen, Lieferungen, Geldgeschäfte hatte er gründlich kennen gelernt. Dennoch wollte es ihm geraume Zeit nicht glücken, sich hervorzuthun, reich zu werden und eine Rolle zu spielen. Nachdem er mit seinen Ideen am Taris'schen Hofe zu Frankfurt keine Verwendung gefunden und dann in Mannheim das Geschäft eines Winkelkonsulenten betrieben, machte er zuerst mit der kurpfälzischen Regierung eine einträgliche Finanzoperation, indem er ihr das Stempeln des Papiers vorschlug, die Lieferung des Stempelpapiers gegen ein schönes Pachtgeld übernahm und diese dann um die Summe von 12 000 Gulden an einen Andern abtrat, um mit dem Gelde die Darmstädter Münze zu pachten. Alle westdeutschen Höfe hatten sich damals auf das Ausprägen aller Sorten schlechter Scheidemünze gelegt; Baden=Durlach, Ansbach, Waldeck, Fulda, Hechingen, besonders aber Kurpfalz und Darmstadt arbeiteten in dieser Richtung mit aller Kraft, und Deutschland wurde schnell reich an geringwerthigem Gelde und arm an Gold und Silber. Süß hatte sich eine vollkommene Kenntniß aller Geheimnisse und Vortheile dieser Manöver erworben. Er verstand nicht nur das Münzwesen selbst, sondern auch den Einkauf von Edelmetallen auf dem rechten Markte und was sonst Profit abwarf. Sein Talent hatte zum zweiten Male Land gefunden, als er mit den Darmstädtern abschloß. Bald gab er auch diesen Vertrag gegen einen Gewinn von 9000 Gulden in der Hauptsache auf und behielt für sich nur das Ausmünzen von Kreuzern. Obgleich er dabei mehr Stücke per Mark, als bedungen waren, ausprägte, wurde er, da ein Dekret des Landgrafen ihm diesen Profit gestattete, als er wegzog, in Gnaden entlassen.

Von jetzt an hielt er sich eine Zeit lang vorzüglich in Mannheim und Frankfurt auf, wo er sich durch Lieferungen und andere Geschäfte mit fürstlichen und gräflichen Häusern ein ansehnliches Vermögen und die Titel eines Grenzboten II. 1879.

kurpfälzischen Oberhof- und Kriegsfaktors und eines Hof- und Kammeragenten des Kurfürsten von Köln erwarb. Er besaß ein schönes Haus zu Mannheim und eins in Frankfurt, erhebliche Aktivkapitalien in Gold, reichlichen Kredit und führte eine kostspielige Haushaltung, um sein Geschäft mit Glanz zu vertreten; denn, wie er später sagte, „seine Profession war, große Herren zu traktiren und mit ihnen umzugehen“.

Im Sommer 1732 wurde er, von seinem Glaubensgenossen Isaaß Landauer empfohlen, in Wildbad mit dem Prinzen Karl Alexander von Württemberg bekannt. Rasch wußte er sich bei demselben angenehm zu machen, indem er einerseits der Geldnoth des Fürsten abzuhelfen versprach, andererseits an seinen Aberglauben anknüpfte. Er erbot sich nicht nur, ihm die Einkünfte, die er als kaiserlicher Feldmarschall wie als württembergischer Prinz zu beziehen hatte, vorzuschießen, sondern ihm als Verwalter dieser Gelder bedeutend mehr daraus zu zahlen, als sie ihm bisher eingetragen hatten. Karl Alexander glaubte an geheimnißvolle Mächte, die das Loos des Menschen bestimmten, und namentlich an Sterne, die das Schicksal derselben regierten. An dieser Seite faßte der jüdische Geschäftsmann den Prinzen, indem er ihm sagte, er habe einige Kabbalisten über seine Zukunft befragt und dabei erfahren, daß er noch unfehlbar regierender Herr in Württemberg werden würde, wobei er durchblicken ließ, daß es ihm ein schönes Stück Geld gekostet, dies herauszubringen. Dieser Eifer, die gewinnenden Manieren des Juden, seine Bereitwilligkeit zu Darlehen nahmen den Prinzen für ihn ein, er wurde zu dessen Kriegsfaktor und Schatullenverwalter und zum Agenten der Gemahlin desselben ernannt und stand bei dessen Rückkehr nach Belgrad schon so hoch in Gnaden bei ihm, daß er erwarten konnte, auch in Zukunft mit ihm gute Beziehungen zu behalten.

Diese Hoffnung erfüllte sich, als Karl Alexander den Thron bestieg, und Süß sich beeilte, ihm aufzuwarten und Glück zu wünschen; denn zu den Plänen, mit welchen der neue Herzog sich trug, eignete sich als Gehilfe niemand besser als dieser anschlägige, nie um Rath verlegene und vollkommen gewissenlose Kopf. Süß siedelte nach Stuttgart über und wurde, ohne eigentlich ein Amt zu übernehmen, der vertraute Rathgeber des Herzogs in Finanzsachen. Ob er in das Komplot, Württemberg katholisch zu machen, eingeweiht war, ist aktenmäßig nicht festzustellen. Jedenfalls war ihm, der auf seine eigene Religion nichts gab, der Schweinefleisch und Aустern, sowie alles andere „Trefe“ aß, wenn es nur schmeckte, und sich offen zu atheistischen Grundsätzen bekannte, für seine Person gleichgiltig, welche Konfession in Württemberg herrschte, und sicher war er mit seinem Herzen nur insofern bei der Sache, als es sich um seinen Ehrgeiz und seinen Geldbeutel handelte.

Für's erste bemühte sich Süß, dem Herzog durch verschiedene Finanz-

operationen neue Einkommenquellen zu erschließen. Dann, als einige der alten Rätthe auf das Schädliche und Landesverderbliche dieser Projekte aufmerksam machten, ging er daran, diese Beamten durch Verleumdungen zu stürzen und deren Stellen mit ihm ergebenen Menschen zu besetzen, was ihm beim Herzog nur zu rasch gelang. Das größte Hinderniß für seine Absichten war die Landschaft, welche die ihm und seinem fürstlichen Gebieter im Frieden nöthige Militärmacht nicht bewilligen wollte. Er schlug daher vor, nicht einen ordentlichen Landtag in das Ständehaus zu Stuttgart zu berufen, sondern im Ludwigsburger Schlosse, unter den Augen des Herzogs selbst, einen Kumpflandtag zu versammeln, der aus den oben erwähnten Ausschüssen und denjenigen Abgeordneten bestehen sollte, welche nicht zu der Opposition gegen die Vermehrung des Militärs gehört hatten. Die Aemter, aus denen man Abgeordnete einberufen wollte, wurden durch herzogliche Kommissarien mit Begleitung von Soldaten gewalthaberisch bewogen, denselben Aufträge und Vollmachten zu ertheilen, die dem Willen des Herzogs entsprachen, und so kam es am 31. Mai 1736 zu der Bewilligung von 13 000 Mann zu Fuß und zu Pferde und zur Genehmigung einer doppelten Jahressteuer, sowie des Dreißigsten von allen Früchten, „so lange die bedenklichen Zeiten dauern und das Land es vermag“. Das gemeine Volk wurde durch die bei dem Mangel an Kasernen bei Bürgern und Bauern einquartierten Soldaten, deren Offiziere fast ausnahmslos Nichtwürttemberger und Katholiken waren, leicht eingeschreckt; hatten sich doch die gebildeten und rechtskundigen Männer des Landtags so in Angst jagen lassen, daß sie vergessen hatten, im Landtagsabschiede bestimmen zu lassen, wer darüber zu entscheiden habe, wie lange das Land diese ungeheuren Lasten zu tragen vermöge.

Nach Ersetzung der alten redlichen Rätthe des Herzogs durch Kreaturen des Juden setzte dieser ohne Mühe Alles durch, was er projektirte. Nicht er selbst war Minister, sondern sein Regiment ruhte auf dem unbedingten Vertrauen, das der Herzog in seine Rathschläge setzte, und auf der Willfährigkeit der neuen Rätthe, seine Manöver auszuführen. Diese Leute, unter denen der gewissenlose Expeditionsrath Hallwachs, der Hofkanzler Scheffer, der Geheimrath Pfau und die Rätthe Lauz, Bühler, Mez, Thill und Lampprechts die Hauptrolle spielten, waren dem Günstling Karl Alexander's knechtisch ergeben und fürchteten ihn mehr als den Herzog. Er aber behandelte sie mit dem größten Uebermuth und drohte beim leisesten Widerspruch mit Kassation, Landesverweisung, Festungshaft, Auspeitschen, ja mit Köpfen und Hängen. Aus dem Landschaftsausschusse berichtete ihm der Prälat Weißensee alle Geheimnisse, indem er sich des Nachts zu ihm schlich. Den Herzog schloß er möglichst ab; alles, was von ihm oder zu ihm ging, mußte durch seine Hände laufen. Paßte

ihm ein herzogliches Dekret nicht, so ließ er es durch die ihm allezeit gehorsamen Rätke kassiren oder umändern.

Seit 1734 hatte Süß die Münze gepachtet, und obwohl das von ihm geprägte Geld nicht das schlechteste war, warf ihm das Geschäft schon während des Krieges und nach demselben, wo er einen neuen Pacht abschloß, der günstiger war, erkleckliche Summen ab, sodaß ihm der Herzog einmal sagte: „Du Spitzbub hast mehr Profit an meiner Münze als ich selbst.“

Schlimmer war die Ausbeutung einer herzoglichen Verordnung, die gleich nach dem Regierungsantritte Karl Alexander's ergangen war und „Landeskommissionen“ zur Säuberung des Beamtenstandes von den unter dem Grävenitz'schen Regimente in denselben eingeführten schlechten Elementen eingesetzt hatte. Diese Kommissionen, welche die massenhaft eingelaufenen Klagen und Beschwerden zu prüfen und die Schuldigen zur Bestrafung zu ziehen hatten, besetzte Süß mit seinen Leuten, und „wenn es dann zum Vergleichen oder Geldgeben gekommen war, hatten die Parteien sich an ihn selbst zu adressiren“. Denn auf Gelderpressung und Beutelschneiderei lief Alles hinaus. Die Untersuchenden nahmen dabei an, daß jeder Beamte schuldig, und daß er nur mit Geld zu bestrafen sei. Wirklich nachlässige oder untreue Leute aber wurden nicht nach ihrem Vergehen, sondern nach ihrem Vermögen gebüßt; der reiche Bogt Zeller von Balingen z. B. mußte „vor Pardoniren“ 20000 Gulden entrichten. Die pflichttreu befundenen Beamten drangsalirte und bedrohte man so lange, bis sie sich, um nur die Kommission los zu werden, in der Regel entschlossen, die ihnen zugemuthete Geldsumme zu bezahlen.

Von den Beamten kam man bald auf vermögende Privatleute, die, durch besondere Agenten aufgespürt, sich über die Wege verantworten mußten, auf denen sie sich ihren Reichthum erworben. Viele kauften sich mit Geld von solcher Untersuchung los, andere wurden ohne Beweis, blos „weil sie Vermögen hatten“, zur Zahlung hoher Summen verurtheilt; der Kammerrath Wolff z. B. zu 13000, der Schultheiß Binder zu 3000 Gulden angehalten. Das Geld floß nur zum Theil in die herzogliche Kasse, da Süß gewisse Prozente daran zugesichert waren, und seine Helfershelfer sich selbstverständlich auch nicht vergaßen.

Wieder ein anderes, von Süß zwar nicht erfundenes, aber vervollkommenes Mittel zur Füllung der Kasse des Herzogs war der schon unter dem Vorgänger Karl Alexander's üblich gewesene Aemter- und Stellenhandel, der mit der Schöpfung neuer Aemter und Titel einträglich gemacht und auf die Gemeindebediensteten ausgedehnt wurde, obwohl nach den Landesfreiheiten das Ernennungsrecht den Gemeinden zustand. Jedes Amt, auch das kleinste, wurde im Wege der Versteigerung dem Meistbietenden übertragen. Zwar sollten

Scheffer, Hallwachs u. a. nach einem herzoglichen Reskript „die Tüchtigkeit der Subjekte untersuchen“, aber bei dem weiten Gewissen und der stets offenen Hand dieser Menschen war dies nur ein weiteres Mittel zur Bereicherung derselben.

In Verbindung hiermit wurde 1736 ein „Gratiamt“ eingerichtet, indem Süß dem Herzog eingeredet hatte, die, welche eine Stelle erhalten, gäben gern noch etwas in die herzogliche Schatulle. Das betreffende Dekret gab als Grund für die neue Schöpfung an, auf solche Weise würden „die Delikte leichter entdeckt werden“. Die eingehenden Gelder wollte man zu Gnadengeschenken für Wittwen und Waisen verwenden. Indes haben diese nie einen Kreuzer davon gesehen, der Herzog aber bekam davon auch nur sehr wenig; denn Süß rechnete mit diesem über die von ihm eingenommenen Summen meist in Pretiosen und Juwelen ab, die der Herzog sehr liebte und zu kennen glaubte, und soll ihn dabei „formidable defraudiret und übernommen haben“. Als man dies Karl Alexander vorstellte und verlangte, er solle den betrügerischen Juden fassen lassen, erwiederte er: „Ich brauche den Coujonen noch.“ Im Gratiamte saßen Süß und Scheffer als die Chefs, Hallwachs und Bühler nebst den Landeskommissarien waren die vornehmsten Zutreiber. Wer die ihm zugemutheten Gratiamgelde nicht entrichten wollte, bekam die betreffende Stelle nicht oder wurde seines Amtes entlassen. Auch die, welche um eine Dispensation oder um ein Patent einkamen, mußten ihr Theil an die Gratiamkasse entrichten.

Neben dem Gratiamt wurde ein Fiskalamt geschaffen, welches das Justizwesen ausbeutete. Das Recht wurde käuflich. Wer kein Geld geben konnte oder wollte, verlor seine Sache, wie gerecht sie auch war. Alle Verbrechen konnten mit Geld gesühnt werden. Im ganzen Amte wurde unter den Angestellten und den Wohlhabenden herumspionirt, ob ihnen nicht mit dem Fiskalamte beizukommen sei. Bereits entschiedene Prozesse wurden wieder aufgenommen und Prozesse gegen längst verstorbene eingeleitet, wenn sie Vermögen hinterlassen hatten. Die Triebfeder dieser Schändlichkeiten, mit denen dem Lande (wir reden hier nur vom Gratiam- und Fiskalamte) 650 000 Gulden abgepreßt worden sein sollen, war Süß; aber freilich, der Herzog unterschrieb Alles, und die auf die Verfassung vereidigten Rätthe desselben führten die Sache aus.

Immer zahlreicher wurden die Methoden, mit denen man den Besitz des Landes finanziell ausbeutete. Das Vermögen der frommen Stiftungen wurde in eine sogenannte Vorrathskasse zusammengeschafft, wodurch zwei Millionen Gulden in Süß'sche Verwaltung kamen. Diese Gelder wurden mit nur drei Prozent verzinst, und bei der Zinszahlung machte man überdies Abzüge. Auf

Inventuren, Testamentseröffnungen und Vermögenstheilungen wurden hohe Sporteln, auf das Salz und auf das Kaminfegen eine nicht unbedeutende Steuer gelegt. Desgleichen auf das Recht, ein Kaffeehaus zu halten, auf den Verkauf von Spielfarten und Spezereien, das Vermiethen von Portehaisen, den Handel mit Tabak und Leder, den Verschleiß des Kalenders, das Ausschicken von Getränken; die letztgenannte Steuer hatte sogar rückwirkende Kraft, sodaß die Wirthe das, was sie in den letzten drei Jahren verschenkt hatten, nachträglich versteuern mußten. Um die Mitte des Jahres 1736 wurde eine „Familien- und Vermögenssteuer“ ausgeschrieben, die alle Landeseinwohner und alles Einheimischen und Fremden gehörende Vermögen in Württemberg umfaßte. Die den Städten und Aemtern zustehenden, zur Erhaltung der Verkehrsstraßen nöthigen Wege- und Brückengelder wurden theilweise zur Kammer eingezogen, und dem Kirchengut, den Stadt- und Amtschreibern ein hoher „Kammerbeitrag“ angesonnen. Darauf wurde das Stempelpapier, trotzdem daß es von der Landschaft inzwischen abgekauft worden, zuerst für Gratial-, dann für Justizsachen, zuletzt sogar für Handelsbücher wieder eingeführt. Bei Auszahlung der Besoldungen mußten die Betreffenden sich stets einen Abzug von 5 Prozent gefallen lassen. Auch durch den sogenannten „Fleckenhandel“, den Süß dem Herzoge vorgeschlagen, flossen nicht unbedeutende Summen in die fürstlichen Kassen. Dieser bestand darin, daß man die bisherigen Aemter zergliederte und so eintheilte, daß einzelne Gemeinden einem Amtssitze zugewiesen wurden, der viel weiter als der frühere von ihnen entfernt war, und daß man den vorherigen Zustand gegen Erlegung einer hohen Geldsumme wieder herstellte.

Für die herzogliche Kasse waren diese Plusmachereien sehr einträglich, aber auch Süß strich viel Geld dabei ein. Er wußte aber als betriebamer und vielseitiger Geschäftsmann auch sonst seine Stellung auszunutzen. Fehlte es, wie gewöhnlich, bei Auszahlung der Beamtengehälter in den Kassen an Geld, so schoß er gegen einen Abzug, den „Judengroschen“, durch den er den zwanzigsten Theil der Besoldungen einstrich, das Nöthige vor, wobei ihm seine Glaubensgenossen, deren er eine große Menge gegen die Gesetze in's Land gezogen hatte, zur Hand gingen. Nebenher trieb er einen einträglichen Handel mit Juwelen, Gold und Silber, arabischen Pferden und fremden Weinen, für deren Einfuhr der Herzog ihm Zoll- und Accisfreiheit gewährt hatte. Ferner betheiligte er sich an Pachtungen, die einen erklecklichen Nutzen versprachen, und dabei geschah es, daß Unterthanen ihm Frohndienste leisten mußten. Auf Befehl des Herzogs veranstaltete er Lottereien, wofür er eine Abgabe von 3000 Gulden zahlen mußte, den viel bedeutenderen Reinertrag aber für sich behalten

durfte. Bei den großen Faschingsbelustigungen in Stuttgart und Ludwigsburg verlieh er Maskenanzüge und stellte Glückshäfen und Spieltische auf.

Süß brauchte aber auch viel, und einen großen Theil dessen, was er verdiente oder erpreßte, verschwendete er alsbald. Er hielt sich eine Art Hofstaat, zu dem die Rätthe des Landes, aus Furcht vor ihm auch manche von den besseren, mit ihren Frauen und Töchtern ihr Contingent stellten. Seine Einrichtung war fürstlich, seine Tafel besser als die des Herzogs. Er gab Bälle, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren. Selbstverständlich hatte die „hebräische Excellenz“ auch ihre Maitresse, daneben wußte er sich aber auch, wie später die Untersuchung erwies, durch reiche Geschenke eine große Anzahl vornehmer Frauen und Mädchen zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit ohne viele Mühe geneigt zu machen; denn er war nicht bloß ein reicher, sondern auch ein ungewöhnlich schöner Mann, den der hirschbraune, mit Goldtreffen besetzte Klapprock, die scharlachrothe Weste, über die eine schwere goldene Uhrkette herabhing, die breitgestreiften seidnen Beinkleider und die Schuhe mit dicken goldenen Schnallen, die er trug, nach damaligen Begriffen sehr gut kleideten. Alles beugte sich vor ihm, nur die, welche nichts zu hoffen und nichts zu verlieren hatten, spotteten und fluchten, wenn er sich öffentlich zeigte. Aber wenn ihm auch alles gelungen war, eins gelang ihm nicht: er versuchte zwei Mal, sich in den Adelsstand erheben zu lassen, und das zweite Mal unterstützte der Herzog sein dahingehendes Gesuch in Wien; aber obwohl Süß tausend Dukaten für Erfüllung seines Verlangens bot, ging das kaiserliche Kabinet nicht darauf ein.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Das sollte auch dieser jüdische Bluteigel am Leibe Württemberg's erfahren. Die Ränke zwar, die man am Hofe gegen ihn spann, und die ihn bewogen, um seine Entlassung zu bitten, führten zu nichts. Der Herzog ging auf den Antrag, die Rechnungen seines Finanziers einer Untersuchung zu unterwerfen, wohl ein, stellte ihm aber zugleich ein Absolutorium aus, nach welchem er für alle seine Handlungen, auch die zukünftigen, von jeder Verantwortlichkeit frei sein sollte; aber er ließ ihn auch nicht abziehen, obwohl ihm Süß, dem allmählich doch bange geworden, zuerst 20 000, dann 50 000 Gulden für die Erlaubniß bot, und obwohl er die Rechnungen in der Ordnung fand. Karl Alexander wartete indeß nur auf eine Gelegenheit, dem Schwamme alles wieder abzupressen, was er eingesogen hatte. Süß wußte, daß er zu mehreren Offizieren geäußert, er wolle „den Juden beim Kopfe nehmen und auf eine Festung setzen“, und daß er zu Scheffer gesagt, er „brauche den Juden jetzt noch, wolle ihn aber bald so fassen, daß sich Jedermann darüber verwundern solle“. Inzwischen ließ er sich von

Süß zu einer Reise in's Ausland ein Anlehen von 40000 Gulden holen. Dafür, daß Jener nicht heimlich entwichte, war gesorgt.

Der Herzog wollte verreisen, angeblich um die Reichsfestungen Kehl und Philippsburg zu inspiziren und dann einen Arzt in Danzig zu besuchen, der ihm von einem Fußübel helfen sollte; in Wahrheit aber, um nicht zugegen zu sein und unschuldig zu erscheinen, wenn der mittlerweile zur Reise gediehene Plan des Umsturzes der Verfassung und der Einführung des katholischen Glaubens in einem Staatsstreiche explodirte.

Die Landschaft hatte endlich den Muth gefunden, gegen die Süß'schen Finanzverordnungen und die zahlreichen anderen Verletzungen der Landesfreiheiten der letzten Jahre zu protestiren. Der Herzog war über den Ton, in dem dies geschehen, außer sich gerathen. Die Jesuiten, Süß und Remchingen benutzten diese Stimmung, um ihn zur Entscheidung zu treiben. Sie spiegelten ihm sogar vor, man trachte ihm nach dem Leben, redeten ihm von allerlei Zettelungen und Verschwörungen unter den Landständen und erreichten so ihren Zweck bei ihm. Die Mittel waren bereit: Süß hatte Geld geschafft, Remchingen beim Militär gethan, was möglich war. Zunächst wurde in der Schloßkirche zu Ludwigsburg der katholische Gottesdienst eingeführt, und die Kosten wurden zur Hälfte aus dem evangelischen Kirchenvermögen bestritten. Bei den Truppen begannen Feldpatres die Messe zu lesen. Dann antwortete der Herzog den Ständen auf Grund eines Rechtsgutachtens, das ihm der Geheimrath Fichtel, ein Vertreter der Würzburger Jesuiten, verfaßt, und welches den Gedanken ausführte, die Landstände hätten bei Veräußerung von Landesgebiet allerdings entscheidende, sonst aber nur beratende Stimmen, in einem Reskript vom 11. Februar 1737: „daß bei den zwischen Herr und Landschaft errichteten alten Verträgen wohl zu beachten, in was für Zeiten solche gemacht worden, und daß mit dem, was vor Jahren gut gewesen, bei jekigen Zeiten nimmer hinauszulangen.“ Dem landschaftlichen Ausschusse sollte nach Süß'schem Vorschlag ein herzoglicher Geheimrath beigegeben werden, damit er die Opposition beobachten und man die Böswilligen auf die Festung setzen könne. Das Land sollte in zwölf militärische Obervogteien getheilt werden, die Oberbögte sollten Offiziere sein, jeder derselben sollte ein Regiment Soldaten zu seiner Verfügung haben, das Land sollte also bis auf weiteres eine rein militärische Verwaltung bekommen.

So geheim die Umsturzpartei diese Pläne auch hielt, so drangen doch Gerüchte in's Volk. Die Stuttgarter Zünfte bewaffneten sich im Stillen „zur Erhaltung des evangelischen Glaubens“, denn man hatte Wind davon bekommen, daß von Würzburg her fremde Truppen im Anmarsche seien, um das Land katholifiren zu helfen. Es waren die Soldaten des Fürstbischofs v. Schönborn.

Die Landschaft war überdies von dem Herannahen des Staatsstreichs durch den vertrauten Kammerdiener des Herzogs, Neuffer, vollkommen unterrichtet. Sie wußte, daß die Vorhut der Bischöflichen bereits in Mergentheim stand, daß man Vorräthe für sie bereit hielt, und daß man die Entwaffnung des gesammten Landes vorhatte, daß Ludwigsburg voll herzoglicher Soldaten war, und daß man die Söhne des Herzogs fortgeschickt hatte.

Jetzt verließ auch Karl Alexander am 12. März 1737 Stuttgart und begab sich zunächst nach Ludwigsburg, um von da seine Reise in's Ausland anzutreten. Kaum war er in Ludwigsburg eingetroffen, so holte ihn eine Abordnung der Landschaft ein. Er stritt sich mit ihr und entließ sie sehr ungnädig. Am Abend erschien eine zweite Deputation, als er sich schon in sein Schlafgemach zurückgezogen und, wie er es gewohnt war, eine Dosis Aphrodisiakum genommen hatte, und es kam zu einem äußerst heftigen Auftritte. Horcher hörten Fußgestampf und die Ausrufe „Reber, Mörder, Hochverräther“, dann waren die Herren wieder gegangen und unten rasch von dannen gefahren. Nach einer Weile aber ruft der Herzog aus dem Fenster um Hilfe; denn niemand ist zur Hand, die Dienerschaft ist zu dem Balle gegangen, der in einem anderen Flügel des Schlosses stattfindet. Neuffer kommt und läßt ihm zur Alder. Da springt der Herzog plötzlich mit den Worten: „Herr Jesus, wie wird mir, ich muß sterben!“ vom Stuhle auf, um sofort wieder zurückzusinken. Er hatte aufgehört zu leben.

„Die von dem Kammerdiener Neuffer diesmal verdoppelte Dosis Aphrodisiakum und der Aerger mit der Deputation“, sagte das Gerücht; „der Teufel hat ihm das Genick gebrochen“, meinte der Volksglaube, und der todte Herzog hatte mit seinem aufgeschwollenen, blauschwarzen Gesicht, seinen stier hervortretenden Augen und den krampfhaft geballten Händen, von denen die eine am Halse lag, danach ausgesehen. „Ein Sticksfluß“, lautete das Visum repertum der Leibärzte.

Mit dem Staatsstreiche, der am nächsten Tage stattfinden sollte, wurde es nun nichts. An seine Stelle trat das Strafgericht, nachdem der Herzog Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt auf Ersuchen der Landschaft und des Geheimrathes die Regentschaft übernommen. Die bisherigen Räthe Karl Alexander's wurden verhaftet, darunter auch Süß, der nach langer Haft und einer Untersuchung, die wir hier nicht verfolgen können, bei der es aber nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen zu sein scheint, zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Vergebens hatte er sich darauf berufen, daß er kein eigentlicher Beamter gewesen, und daß der Herzog alle seine Maßregeln gutgeheißen. Das Verfahren gegen ihn war nicht ganz ordnungsmäßig, das Urtheil aber war gerecht, und es war nur das Eine zu bedauern, daß

Kemhingen und die anderen Böfewichter gelinder behandelt wurden. Am 4. Februar 1738 hing man den Delinquenten in seinem rothen Galackeide an einen eisernen Galgen, der früher zur Hinrichtung von betrügerischen Goldlöcheren gedient hatte. Die Verfassung war diesmal gerettet, aber später kamen andere Fürsten, die sich ebensowenig an sie lehrten als Karl Alexander, wenn auch der evangelische Glaube fortan unangetastet blieb. ©

## Bevölkerungs-Verdoppelung und Uebervölkerung.

Noch vor wenigen Jahren konnte man die Behauptung hören und lesen, daß die auffallende Abnahme der Bevölkerung Frankreich's ein Beweis dafür sei, daß dieses Land ebenso wie einige andere Staaten der romanischen Rasse in sein Greisenalter eingetreten sei, daß es unproduktiv geworden und Gefahr laufe, sich abzuwirthschaften, während die von Jahr zu Jahr zunehmende Seelenzahl der Staaten des deutschen Reiches darauf hinweise, daß unsere Nation in voller Jugendblüthe stehe und eine erfreuliche Lebenskraft verrathe. Mancher rechnete in seiner Begeisterung für die Kriegsthaten der letzten Jahre schon aus, wie viel Hunderttausende von Soldaten einem Zukunftsfeldherrn in etwa vierzig oder fünfzig Jahren zu Gebote stehen würden, und gelangte zu dem Schlusse, daß unsere militärische Macht dann erst recht unüberwindlich sein werde. Und wie haben die Anschauungen hierüber binnen wenigen Jahren sich geändert! Heute, wo der wirthschaftliche Nothstand immer drückender wird, preist man Frankreich wegen seiner nahezu stabilen Bevölkerungsverhältnisse glücklich, während man sich im Hinblick auf die mehr und mehr steigende Volkszahl des Vaterlandes ängstlicher Besorgnisse nicht erwehren kann. Hat sich doch gezeigt, daß seit der letzten statistischen Erhebung der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen auf 650 000 gestiegen ist, und damit die Befürchtung sich verknüpft, Deutschland möchte immer mehr die Fähigkeit verlieren, seine Bevölkerung in angemessener Weise zu erhalten, die Armuth immer größere Dimensionen annehmen. Welche Erscheinungen diese aber im Gefolge zu haben pflegt, weiß jeder. Wenn man mit Rücksicht auf die ebengenannte Zahl sogar zu dem Schlusse hat gelangen wollen, daß Deutschland nur noch dreißig Jahre zu seiner Bevölkerungs-Verdoppelung bedürfe, und wenn dies wirklich zu befürchten wäre, dann möchten wir bei unseren heutigen Verhältnissen unseren Nachkommen zurufen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“